

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 33.

Halle a. d. S., Sonntag 19. August.

1888.

Inhalt: Auf Hohen-Moor. Novelle von Claire von Glümer. (Fort.) — Das Trinkwasser und seine gesundheitlichen Beziehungen zum Organismus. Von Dr. S. — Land- und Hauswirtschaft: Förderung der Obstkultur. Schutz des Bienenwesens gegen Insektenstiche. Das Bitterwerden der Gurken. Das Einmachen der Schwämme. Mittel gegen die Folgen des Bienenstichs. Mittel gegen den Hust- und Strahlenroth. Ein Mittel zur Konserbation von Butter. Sommerliches Gänseichmal. Ein sicheres Mittel gegen Schilbläuse. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfalliges: 's letzte Bussler. Skizze aus dem Leben von Arthur Reislner. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Auf Hohen-Moor.

Novelle von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

6.

Endlich war der Zug signalisirt. Wie eine Ewigkeit war Jobst Clamor die Zeit des Wartens erdienen. Wiederholt hatten ihn die fragenden Blicke, die sich seinem Winkel in dem spärlich erleuchteten Passagierzimmer zuwendeten, hinausgetrieben, und er war, die Nähe der Laternen vermeidend, draußen auf- und abgegangen, bis ihn Ermüdung zwang, ins Haus zurückzukehren. Den Hut tief in die Stirn drückend, jedoch der obere Theil seines Gesichtes davon beschattet war, indeß Kinn und Mund sich in dem mehrfach umgeschlungenen Jagdschawl verbargen, hatte er am Schalter zwei Billets nach dem nächsten aufwärts liegenden Bergstädtchen gelöst und stand nun, dem Zuge entgegengehend, in fieberhafter Erregung am Ende des Perrons.

Jetzt kam das Ungeheuer mit den Feueraugen herangebraust, — ein kleiner Zug nur, der an dem Wartenden vorüber schoß, um am oberen Ende des Perrons zu halten. Jobst Clamor eilte nach; Thüren wurden aufgerissen. „Zwei Minuten Aufenthalt!“ schrien die Schaffner. Eine schlanke Frau sprang vom Trittbrett nieder und nahm ein längliches, von einem Plaid umhülltes Packet in Empfang, das ihr sorgfältig zugereicht wurde. Jobst Clamor trat zu ihr.

„Jobst!“ schrie sie auf; er aber faßte unfaßt ihren Arm.

„Still, um Gottes willen!“ flüsterete er. „Steig“ wieder ein, wir fahren weiter.“

„Weiter? Wohin?“ rief sie bestürzt, und das Kind, das erwacht war, begann zu weinen, aber Jobst Clamor hatte jetzt nicht Zeit für sein Herzblatt.

„Steig ein! Steig ein!“ rief er ungeduldig, half Regine in das Coupé zurück und wollte ihr folgen. Aber es war ein überfülltes Frauencoupé; er hatte eben noch Zeit, ihr

das Billet zu geben und im nächsten Wagen einzusteigen, als es fortging.

Erst jetzt kam Regine zur Besinnung, und während sie das weinende Kind zu beruhigen suchte, machte sie sich Vorwürfe, Jobst Clamor's Anordnungen keinen Widerstand geleistet zu haben. Was sollte das alles? Was wollte er in dem unbekanntem Neste, dessen Namen auf der Fahrkarte stand? Wie konnte er es verantworten, sie mit dem Kinde nach der langen, anstrengenden Tagesfahrt noch weiter in Nacht und Kälte hinauszuschicken? Dazu peinigten sie die neugierig-erstaunten Blicke der Mitreisenden und noch mehr die Besorgniß, Zweck und Ziel ihrer Reise verfehlt zu haben. Aber das durfte nicht so bleiben. War es Jobst gelungen, sie heute zu überumpeln, — morgen, das gelobte sie sich selbst, wollte sie mit verdoppelter Entschiedenheit auf ihr Verlangen zurückkommen und nicht nachlassen, bis sie sein Zaudern besiegt und die Einführung in sein Vaterhaus erzwungen hatte. Ein paarmal war es freilich im Laufe ihrer Ehe vorgekommen, daß der gewöhnlich lenkbare auf seinem Willen bestand. Dann hatte sie ihn mit einem Gefühl der Ueberlegenheit, wie die Mutter dem eigensinnigen Kinde, nachgegeben; diesmal konnte aber nicht davon die Rede sein. Seinem Starrsinn der Feigheit — denn etwas anderes war es nicht — wollte sie die Hartnäckigkeit des Muthes entgegensetzen, der Sieg schien ihr nicht zweifelhaft; voll ruhiger Entschlossenheit stieg sie aus, als endlich das Reiseziel erreicht war.

Aber auch Jobst Clamor's Züge trugen den Ausdruck einer ihm sonst fremden Entschlossenheit, als er Regine mit hastigem Händedruck begrüßte, den Gepäckschein forderte, um nach ihren in Eijenhof zurückgebliebenen Sachen zu telegraphiren, und sie zu dem Omnibus geleitete, der sie in Gesellschaft eines Handlungsreisenden nach dem Städtchen fuhr.

Mannichfalliges.

's letzte Bussler.

Skizze aus dem Leben.

Vor wenigen Wochen kam ich auf meiner Wanderung auch in das vielgerühmte Alpendörfchen Ramsau im Berchtesgadener Landl. Alter Gewohnheit gemäß suchte ich nach des Leibes Stärkung auch den Friedhof neben dem alten, halbverfallenen Kirchlein auf, die letzte Ruhestätte der hart um ihre Existenz kämpfenden ramssauer Bauern. Schlichte Holzkreuze reihen sich aneinander, die meisten arg verwitert von Regen und Schnee; auf den neuere Kreuzen und den Brettern, die den Grabhügel umschließen, sind wohl ab und zu die kräftigen Sprüche zu lesen, die das treue Herz dem Dorfklintler dikirt. Inmitten der einfachen Holzkreuze erhebt sich ein Grabstein aus Untersberger Marmor, zu dem der Schritt des Wanderers sich lenkt. Mit Goldbuchstaben verkimdet der Warmstein:

Sier ruht der ehrengedachte
Hubert Schrodenbauer
königl. Forstausseher in Ramsau
geb. zu Bodereß 27. April 1864
† 3. September 1887.

Ein junges, kaum erblühtes Leben hat hier rasch geendet und ver-

wundert fragt man nach den näheren Umständen dieses jähen, frühen Todes.

Der junge Forstausseher war in inniger Liebe der Försters-tochter vom nahen Hintersee zugethan und das zierliche Annelk erwiderte seine Liebe mit bairischer Treue und süßlicher Gluth. Wader im Dienst, gefürchtet von den Wilderern der ganzen Gegend, denen er scharf auf den Leib rückte, wenn sie in sein Gehege sich wagten, war er wohlgeleitet von seinen Vorgesetzten und es war ausgemacht, daß Hochzeit gehalten werde, sobald die Beförderung zum Forstadjunkten eingetroffen sei. Hubert und sein Annelk fingen den Postboten ab, wenn er bedächtigt die Briefschaften aufs Forstamt schleppte, aber immer war der ersehnte dicke Brief mit der Ernennung nicht dabei. Wenn Ungebuld und Mißmuth ihn zu verzehren drohte, dann nahm Hubert den Stutzen und Bergstock, holte sich im Vorbeigehen von Annelk ein schmackhaft Lippen und Herz erquickendes Bussler und dann wurde emporgeliegen über die Scharten und Grate der Mühlsturzhörner, die gigantisch zum Aether emporkragen. Annelk fühlte wohl oft das Herzelein heftiger unter dem Wieder schlagen, wenn Hubert in der bestimmten Absicht, einen Wilderer abzufangen, berganstieg. In diesen wilden Bergen kennt der Wilderer wie der Jäger keinenardon, das Leben hängt gar oft am Drücker der Hinte. Annelk kannte Hubert's Bravour, wie er mit Todesberachtung Menschenleben rettete, aber auch in Ausübung seiner Pflicht den Wilddieben in jähem klastertiefen Sprung auf den Nacken sprang,

In der Schwelbe des sauberen Wirthshauses, vor dem der Wagen hielt, trat ihnen die ebenjandere Wirthin lachend entgegen.

„Herr Heinrich Müller?“ fragte sie, das Paar neugierig ansehend.

„Der bin ich,“ antwortete Jost. „Sind die Zimmer gefest?“

„Alles in Ordnung, — habe gleich feuern lassen, als die Dampfe entan. Belieben die Herrschaften nur hinauszuhopieren. Preis, Nummer 3 und 4, — meine besten Zimmer, Herr Müller!“

Sie verfuhr mitten im Gese; der Fremde sah gar zu bedürftig und verdrießlich aus, und die Frau nicht minder. Mit welchem Blick sie ihn ansah, als er das Bett legte und Hut und Mantel abnahm. „Dieß Winterfahrst in Nacht und Nebel, dieser Namenswechsel?“

„Mit einem Worte ist das nicht zu sagen!“ fiel Josts Clamor ein; seine fremde Regung war vorüber.

„Habe ich das verlangt?“ gab sie achselzuckend zur Antwort. „Ich bin gewohnt, dir Zeit zu lassen.“

Er wurde roth; aber er wollte nicht bleiben, ging an das Bett, legte die gehaltenen Händchen seines Anbans, kam dann an den Sophastuhl zurück und setzte sich seiner Frau gegenüber, die in die Sophae gelehnt, die Arme über der Brust verkrüppelt, mit blassen Augen unter der gemalten Stirn hervor zu ihm aufschau. Alle Anmuth des Blickes, des Lächelns, der Sprache war verschwunden; er fand sie hart, kalt, unerschütterlich, wie er sie nie gekannt hatte.

„Darf ich dir etwas zu offen befehlen?“ fragte er. „Später, — jetzt möchte ich dich erst um einige Erklärungen bitten,“ antwortete sie.

„Auch von ihr wie ein Schulfraue behandelt!“ sagte er mit wachsender Gereiztheit zu sich selbst; aber äußerlich noch immer Ruhe erzwingend, sagte er in gelassenem Tone hinzu: „Erklärungen zu verlangen, dürfte noch auch nicht berechtigt sein. Dies eigenmächtige Herkommen im Augenblick, da ich dir schreibe, wie ungünstig es für uns steht.“

„Darum eben!“ unterdrack sie ihn. „Ich sah aus deinem Briefe, daß du trotz aller Versprechungen, die du mir kein Abkchid gegeben, im Begriff warst, in das alte Aufschreiben, Warten, Gehenslassen zurückzufallen. Mehr noch: ich sah dich im Begriff, deine Erbanprüche einem Vetter abzutreten. Das durfte ich nicht zugeben.“

um sie lebend mit der Beute einzufahren zu können. Und gerade um dieser fähigen Schnelligkeit willen war, 3 Annerl mit die nachbrauten Haar“ gar zu „bervermt“ auf seinen Hubert und mit leuchtenden Augen erzählte sie den Sommererzählern im Fortschritt von den Thaten ihres Bräutigams. „Wachte das Unwetter noch so aug toben und wütheten und die Wälder die Hände hallen. Hubert kam immer gelund und heil zurück, er schien — fast glaubten es die Bauern — schußgeleit und fuchsig. Und ward nach alter Landessitte am Kirdtag von den Wärdern, denen der rothe Titoler zu Kopf geliegen, zum Messer gegriffen, der Hubert war es, der allein mit seinen Fäulten auszuhielt und die Wärdernbüchse mit spielender Leichtigkeit auf die Straße warf, daß ihnen Hören und Sehen und die Wärdern verzag.

So kam auch wieder das Gebanest, das die tapfern Wärdern to wader mitreizen, wie sie tapier mit den übrigen Deutschen gegen den Erbend gefämpft haben. Wenn die Jagden lustig im Wunde flattern, die Wöller von den Bergen trachen und donnerndes Echo in den Schluchten erwecken, die Wärdern in fröhlichen Marsch ließen das Blut rothler durch die Wärdern treibt, dann wird die Grunzung an Wärdernburg, Wärdern und Geban wieder nach und fröhlich kint es dann von den Wärdernbüchsen. „Und wir Wärdern, wir Wärdern, wir fuchsten und nur.“ Juchzend treten dann die Paare zum Schlußplattler, der durchgetanz wird, bis die Morgenfonne über die Berge steigt.

Josts Clamor lachte bitter auf. „Recht so!“ rief er. „Den Wärdern ist allerdings das beste Mittel, ein fremdliches Aufgeben unmöglich zu machen. Gehe bin nach Hohen-Woer, sage meinem Vater, daß du — Regine, Wenzel, die Musikantentochter, die ehemalige Gouvernante und Musiklehrerin, — mein Weib bist, und ich und du und unser Kind sind von Stund an heimathlos.“

Regine war dunkelroth geworden; der Ausdruck „Musikantentochter“ empörte sie.

„Heimathlos sind mein Kind und ich schon jetzt!“ rief sie heftig, „und schlimmer als das. Aber was säumert es dich! Du brauchst die Augen nicht niederzuschlagen, brauchst dich nicht zu scheuen, Freunden und Bekannten zu bezeugen, trägt deinen angeklammerten Namen, steht auf dem Plage, der dir zukommt. Das will ich endlich auch, ich bin des Augens und Berbergens müde!“

Bei den letzten Worten hatte sie sich aus ihrer bequemen Stellung aufgerichtet, und ihre grauen, in Augenlidern der Erregung beinahe schwarz aussehenden Augen sprühten ihn zornig an, aber sie übten nicht die alte Macht auf ihn.

„Du hast vorher gewarnt, was du für eine Weile auf dich nehmen müßtest; mich darum anzulassen, ist ungerecht,“ antwortete er mit einer Ruhe, die sie immer zorniger machte.

„Für eine Weile!“ wiederholte sie. „So sagst du damals, und eine gute Weile hab’ ich ausgehalten, — anderthalb schwere Gabriel! Nun ist’s genug, — nun kann und will ich nicht mehr!“

„Und bringst dich — uns alle durch deine Ungebild um die Frucht der bisherigen Leben,“ sagte er. „Alles war auf dem besten Wege; ein paar Wochen ruhigen Zuwartens, ein offenes Wort zur rechten Stunde mit Vetter Wulf gesprochen, und er und Wv hätten durch die Erklärung ihrer Liebe die eine Bestimmung meines Vaters ausgehoben. Dann war — wie ich dir schrieb — die rechte Zeit für unser Gehändnis gekommen. Statt dessen zwingst du mich, mein Vaterhaus — um das vor den Folgen deiner Unbedachtheit zu schützen — bei Nacht und Nebel zu verlassen, während mein Väterchen die zweite Forderung meines Vaters war. Jetzt stehen die Dinge so, daß mir auch der bisherige Jahreslohn entzogen wird.“

Regine wuschelte die Hände. „Hättest du mich nur hinkommen lassen,“ sagte sie. „Unter keiner Bedingung!“ fiel er ein. „Du kennst meinen Vater nicht, seine maßlose Heftigkeit. Durch die letzte Unterredung mit mir, durch Unmöglichkeit, durch schlimme Ermahnungen gereizt, hätte er dich dafür hängen lassen. Wer weiß, zu welchem peinlichen, nicht wieder gut zu machenden Auftritt es gekommen wäre.“

Regine suchte die Absicht. „Das alte Thema, wenig variiert,“ sagte sie. „Da wären wir also wieder auf dem alten Fleck, und es geht in alter Weise weiter.“

„Das nicht! Das hast du unmöglich gemacht,“ antwortete Jost. „Bergst nicht, daß ich meine bisherige Einnahme verliere werde, mitßin nicht in den bisherigen Verhältnissen, also überpass nicht in Leipzig weiter leben kann —“

Epit war es in der dem vorjährigen Gebanest folgenden Nacht, es dämmerte bereits, als Hubert mit einigen Zehngelassen auf der Straße von Hintersee gegen Ramkau marschirte. Die jungen Leute waren wild und freuten sich ihres Lebens, ab und zu ward ein lustiger Inbühler in den jungen Wärdern geschick, daß die Wärdern immer wurden im Wärdern, die Sunde auf den einmüden Gebanest rebellisch und die Söhne gereizt wurden, ihr Rechtstkräftiger zu trachen. Von dem lustigen Marschlied kamen die Wärdern bald auf die Wärdern.

Schillererend, pinguerlich z’ammtemmo, hal’ 3’ hinter sie — und a weng’ Wärdern geb’n, Das is halt mei’ Weib’n.

Damit war ein unglücklich Schlanwort gegeben, denn im Plu begrißen die Wärdern die günstige Gelegenheit, den „Grünen“ anzugehen. Hubert war von Annerl geschieden ohne Unterschulds, das wüthten die Wärdern und hier setzen sie ein, um ihn mit ländlicher Verböhr zu verböhrnen. Vergebens wöhrte der Fortschüherer ab, immer wieder kamen die Wärdern auf dieses Thema zurück, sie erschienen so so selten eine Gelegenheit, den „Grünen“ wirklich ärgern zu können. Eine Zeitlang meisterte sich Hubert selbst und schritt fürbch seines Weges, aber als ein bunmlanger zauderndes Ramlauser des „Grünen“, „Schneid“ anzuweilte und der Schneidmoterbus vom Hirschbichl meinte, 3 Annerl hätte dem Hubert

„Das wäre so nie so nicht geschehen,“ sagte Regine. „Unsere Leipzig’er Zelte habe ich abgedreht, habe, seit du fort bist, daran gearbeitet. Dein Brief hat nur befestigt, was längst meine Absicht war.“

Josts Clamor fuhr auf. „Das geht zu weit, Regine!“ rief er bestigt. „Solche Eigenmächtigkeiten muß ich mir ein für allemal verbitten, wenn dir auch diesmal das Schicksal recht zu geben scheint. Es ist überhaupt mit dir im Wunde,“ fuhr er bitter lachend fort, „steht doch nun nichts mehr in Weg, uns zu unserer Heirat zu bestimmen.“

„Du wollest?“ schrie Regine auf und wurde dunkelroth vor Freude. „O Jost, was freuten wir kaum?“

„Beruhe dich nicht!“ fiel er ein. „Den Weinigen gegenüber muß unsere Ehe aus den bekanteten Gründen immer noch verhinert bleiben. Aber da ich überhaupt für eine Weile aus ihrem Gesichtsfreie zu verschwinden beabsichtige, und mich unter dem Namen Heinrich Müller verziehen werde.“

„Heinrich Müller!“ wiederholte Regine. „Was soll das nun wieder, — ich verstehe dich nicht!“

„Und ist doch so einfach wie mir möglich,“ antwortete Josts Clamor in gereiztem Tone. „Du wirst doch einsehen, daß ich ohne Heißliche meines Vaters nicht als ein Hohen-Woer und künftiger Majoratsrath auftreten kann. So ziehe ich mich denn unter hebegebenem Namen in irgend einen stillen Winkel zurück, und wir leben schlecht und recht von den paar tausend Thalern, die ich bestige, bis meine Der fertiz, aufgeführt und damit unsere Zukunft gesichert ist.“

„Deine Der?“ sagte sie gelehnt. „Liebster Jost, wenn du damit oder vielmehr dafür etwas erreichen willst, mußt du vor allen Dingen ein Hohen-Woer, ein künftiger Majoratsrath bleiben.“

„Was soll das heißen?“ rief er, und seine Augen flammten auf. „Das du dir selbst längt gefagt haben müßtest,“ erwiderte sie, „daß das Interesse, die Förderung, der Bestall, die deinem Streben in Leipzig zu theil geworden find, mehr dem aristokratischen Dilettanten als deinen Leistungen gegolten haben.“

Die „Musikantentochter“ hatte sich geräth; aber im nächsten Augenblick erholte sie vor der Wirkung ihrer Worte.

Mit blassen, starren Gesicht stand Josts Clamor auf. „So unthörsich du über mich?“ stieß er hervor. „Hast du vergessen, daß du mir einst außerordentlich zurecht!“ Sie stand nicht nur berufen, Sie sind ausnehmend! — und nun so...! Er schweig, nach Athem ringend, dann fügte er in eisigen Tone hinzu: „Die Zukunft wird ja lehren, ob du dich damals getrrr hast oder jetzt!“ Dann nahm er eines der Richter vom Tische, ging in das anstößende Zimmer und schloß die Thür.

„Jost!“ rief Regine, indem sie aufstang, um ihm nachzugehen; aber sie sank wieder in das Sopha zurück. Schon als Kind hatte sie lieber schwere Strafe erduldet, als um Verzeihung gebeten, — auch jetzt konnte sie das nicht. Auf andere Weise wollte sie dem Gatten zeigen, daß sie das böse Wort bereue. Heute noch, sobald er wiederkam, wollte sie das thun. — Aber er kam nicht. Das Kind erwachte und fing häufig

den Fuß verweigert, weil sie lieber mit einem wirklichen Abkntten schmecke, da fuhr dem Hubert die Galle ins Blut und die Faust dem Schütter ins Gesicht.

„Duft nicht noch, jetzt gleich, noch in dieser Stund’ trieg’ i mei Wärdern vom Annerl,“ rief der Gefante und seine Begleiter mußten mit als Zengen; alles lehrte um und marschirte zum Fortshaus nach Hintersee.

Dort angekommen erklimm Hubert sofort am Stafelenszahn die Mauer, schüpp sich von Latte zu Latte und rief seinen Schab und schmeichelte um das hergehene Gutenschuldsel. Schon misperten die Wärdern unten, weil das Reuschel sich nicht aufstern wollte, da riß der Nagel, an dem der waghalsige Hubert gehangen — — mit einem wilden Schrei fürzte der Unglückliche stehend zur Erde, mitten unter die entsehten Wärdern. Noch ein Wöhrer und der 23jährige Fortmann hatte ausgehalten — — Der Wärdern konstatirte Gebändruch.

Wenn ein Wärdern in Zerknerrfenden die einfache Strafe zieht und Blumen auf den Wärdernstein in seinen Reichth legt, dann wissen die Wärdern, daß es 3 Annerl von Hintersee ist und die Wärdern erzählen dann den Jungen die Geschichte vom „letzten Wärdern.“

Arthur Achleitner.

an zu schreien; auch das rief ihn nicht herbei. Regine ließ das Abendessen zertrüben und schickte den Kellner, sich zu entfernen. Er befohl, eine Flasche Wein und etwas kaltes Fleisch in sein Zimmer zu bringen. Hastig schien er ein paar Bissen zu essen, dann wurde alles still, und Stunde auf Stunde flüchteten die Wärdern, indes Regine halb widerwillig auf jedes Geräusch im Nebenzimmer lauschte. Einmal brachte eine alte Diene und ein Wöhrer wurde gerickt, — dann wieder alles still. War es möglich, daß er sich zur Ruhe legte, ohne ihr gute Nacht zu sagen?

Es wurde hat. Regines Koffer, die mit dem letzten Zuge gekommen waren, wurden gebracht; sie packte das Nöthige aus, fleidete das Kindchen um und löste und kämnte ihr dunkelweiches, süppiges Haar, das ihre Schultern wie ein feinen Mantel umschloß, sie lauschte noch immer mit Kopfwehen Herzen und erinnerte sich, wie Josts Clamor dies Haar geliebt und geliebt hat.

„Hatte?“ — War es denn vorbei um des einen kösen Wortes willen? Ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen war, stand sie plötzlich an der Thür seines Zimmers und drückte leise, leise die Klinke nieder. Aber die Thür gab nicht nach, — er hatte den Niegel vorgezogen.

Ihr das! Die Schamröthe stieg ihr ins Gesicht, und Scham und Zorn verdrängten jede weitere Regung, während sie leise, wie sie gekommen war, davonstüchte und ihr Lager suchte. Aber nur zu bald hörte sie, trotz alles Zornes, die quälende Stimme der Selbstanklage wieder, und als sie endlich, von Respektlosigkeit bezwungen, in unruhigen Schlaf versank, schreite sie immer aus neue daraus empor.

Noch weniger als sie vermochte Josts Clamor Ruhe zu finden. Stunde auf Stunde sah er im Nebenschliff am eraltenden Ofen; anfangs wie von einem Chaos umtobt, aus dem sich nur hin und wieder einzelne Gestalten, Gruppen und Wärdern vorbrängten, um gleich darauf wieder zu verschinen. Erwahnungen und Zukunftsträume, Erlebtes und Ersehntes, Aufgegebenes und Festgehaltenes, — das alles begleitete von Klaffelast der Eitenabspahrt, die in seinen Nerven nachzitterte, von Worten, die er trigenwo gelesen haben mußte, die er aber wie ein Erlebnis des Moments empfand:

„Weß, weß,“
Du hast sie zerstückt,
Die schöne Welt...“

und immer von neuem „weß, weß,“ du hast sie zerstückt,“ ohne daß er sich klar machen konnte, was zerstückt war. So mußte dem wahnjähig Verwunden zumuthe sein! Beide Hände an die Schläfe pressend, suchte er seine Gedanken zu sammeln, — da, wie mit einem Blitstrahl stand die Scene von heute abend wieder vor ihm; das höhnvolle Gesicht, mit dem die Frau, in der er bisher seinen treuen, verständnißvollen Kameraden geliebt, von seinem „aristokratischen Dilettantismus“ gesprochen hatte. War das ihr eigenes Urtheil, oder hatte sie die Weirung der anderen wiederholt, der sogenannten Fremde, die seit Jahr und Tag sein Schaffen mit lebensschäftlichem Interesse zu verfolgen schienen? Wenn das erlogen war, um ihn zu

Literatur und Kunst.

* Die auf dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften rühmlichst bekannte F. Guttentag'sche Verlagsbuchhandlung zu Berlin W., Wilhelmstraße 100, veröffentlicht in der Sammlung Deutscher Reichs- und Preussischer Gesetze nachfolgende neue Ausgaben: Nr. 11. Civilprozessordnung mit Gerichtsverfassungsgesetz, Einführungsgesetzen, Nebengesetzen und Ergänzungen. Text-Ausgabe mit Anmerkungen und Sachregister von H. Schönd. Werte vermehrte Auflage. Taschenformat; kartonirt Preis 250 M. — Nr. 12. Strafprozessordnung nebst Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich. Text-Ausgabe mit Anmerkungen und Sachregister. Werte Auflage, bearbeitet von W. Hellweg, Landrichter in Hannover. Taschenformat; kartonirt Preis 160 M. — Nr. 14. Gerichtsverfassungsgesetz mit Einführungsgesetzen und Nebengesetzen. Text-Ausgabe mit Anmerkungen und Sachregister von H. Schönd. Werte vermehrte Auflage. Taschenformat; kartonirt Preis 90 M. — Nr. 3. Das Preussische Gesetz, betreffend die Zwangs-vollstreckung in das unbewegliche Vermögen vom 13. Juli 1883 nebst dem Gesetze, betreffend die Gerichtsstellen bei Zwangsverwaltungen und Zwangsverwaltungen von Gegenständen des unbeweglichen Vermögens vom 18. Juli 1883 und die Einführungsgesetze für die Rheinlande. Text-Ausgabe mit



Schmeideln, konnte auch sie gelogen haben, als es galt, ihn zu gewinnen.

„Unmöglich!“ schrie sein Herz, und die Erinnerung schöner Stunden tauchte auf, in denen Regine die tiefsten und zartesten Regungen seiner Seele verstanden und ausgesprochen hatte, noch ehe er selbst das rechte Wort zu finden vermochte. Aber im nächsten Augenblick verlor er sich selbst; hatte er sich von gleichgültigen Menschen so lange täuschen lassen, wie viel leichter war sie, die er liebte, imstande, ihn zu hintergehen! Sie war klug und ehrgeizig, war — als er sie kennen lernte — arm, abhängig, und er war der künftige Majoratsbesitzer, Graf Hohen-Moor! Das Gift des Mißtrauens war ihm in die Seele gedungen; unter seinem Einfluß sah er alles anders als bisher.

Lebendig, als ob es gestern gewesen wäre, trat ihm seine erste Begegnung mit Regine vor Augen. Im Winter vor zwei Jahren waren auf Hohen-Moor einige Apposfälle vorgekommen; der Graf hatte darum nicht gewünscht, daß sein Sohn, wie sonst üblich, zu den Weihnachtstagen nachhause komme, und Jobst Elamor, der damals in Göttingen studierte, hatte einen Universitätsfreund, einen Engländer, nach dem Landhofs seiner Eltern befohlen. Morton-Orange war ein echt englisches Home, ein Haus voll Kinder, Weibchen und Heiterkeit. Am heiligen Abend gab es auf inländische Witten der Kleinen den Mistelweig an der Decke, unter dem sie sich lachend häckten und küßten, während die älteren Töchter in der Würde ihrer dreizehn, fünfzehn und sechzehn Jahre das geschäftliche Terrain verachteten und mieden. Aber auch sie waren ungewöhnlich erregt, freuten sich heimlich die blühenden Röoschen zusammen, verschanden endlich aus dem Familienzimmer und gleich darauf erlang aus dem Musiksaal das deutsche Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Leise traten die Zuhörer näher; mit ihnen Jobst Elamor, den die vertrauten Klänge in dieser Umgebung eigen bewegten.

Das Trinkwasser und seine gesundheitlichen Beziehungen zum Organismus.

Wenn das Wasser als das naturgemäße Getränk bezeichnet wird, so ist dabei immer in Rücksicht zu ziehen, von welcher Beschaffenheit, von welcher Quelle, von welcher Wirkungsweise dasselbe sein muß, um für den menschlichen Körper zuträglich zu sein. Nicht jedes Wasser, welches getrunken wird, ist Trinkwasser. Es gebören gar mannichfaltige Bedingungen dazu, die zu dem Namen „Trinkwasser“ im gesundheitlichen Sinne berechtigen.

In erster Linie kommen der Boden, bezüglich die Bodenverhältnisse in Betracht, aus denen das zu trinkende Wasser stammt. Die ganze Beschaffenheit des Wassers, seine Reinheit und Frische, der Zufuß von seinen Bestandteilen, schädlichen Stoffen, Zersetzungserzeugnissen, Mikroorganismen etc. richtet sich nach der Zusammensetzung des Erdbodens, dem es entnommen wird.

Das See- und Flußwasser ist als Trinkwasser durchaus

Zunehmungen und Schwereiten. Von D. Frech, kaiserl. Geh. Med.-Rath in Berlin und D. Richter, o. B. Professor der Rechte in Greifswald. Zweite veränderte Auflage. Taschenformat; kartonirt Preis 1 M. — Die Text-Ausgaben der Guttentag'schen Sammlungen sind infolge ihrer Korrektheit im Text, präzisen Anmerkungen, musterhaften Ausstattung und billigen Preise so allgemein bekannt, daß wir nur das Ergötzen dieser neuen Ausgaben ohne besondere Hinweis auf die Vorzüge der einzelnen Bände zu versetzen haben.

„Kleine Bilder aus großer Zeit. Zur Erinnerung an 1813. Für Jugend und Volk von L. Würdja. (Düsseldorf, Felix Bagel, 120 M.). Die Erinnerung an die Befreiungskriege, an das Jahr 1813, in dem jetzt lebenden Geschlecht, beizubehalten oder in der heranwachsenden Jugend wieder lebendig zu machen, ist der Zweck des Ercheinens der „Kleinen Bilder aus großer Zeit.“ Der Verleger will an den Lesern der „Bilder“ zeigen, daß es in einem gerechten, für große Heile der Menschheit geführten Kriege immer auch die Zahl der Heere ankommt, sondern auf den Geist, der sie erfüllt. Mit manchen Jagen schildert uns Würdja die heroischen Ereignisse bis zur Völkerschlacht, dann läßt er in einer Reihe von farbigen Bildern die große Völkerschlacht von mehreren Seiten wiedersehen. Beschriftet sind die Charakteristiken der Generale Blücher, York und Bülow sowie die Engländerübermgen und Wälder, wie: „Die ersten Kosaken in Berlin.“ „Das Volk steht auf, der Sturm

Am Flügel saß die deutsche Gouvernante und Musiklehrerin, die Jobst schon hin und wieder gesehen hatte, ohne sie weiter zu beachten. Jetzt aber freute er sich ihres schönen, reinen Soprans, der die umgebenden Stimmen der jungen Mädchen trug und ergänzte. Als die nach dem Verklingen des letzten Tones von Vater und Gesangsweibern mit Bewall überhäuft, von der Mutter mit Freudentränen unarmt worden, trat er zu der schlanken grauen Gestalt, die unbeachtet am Flügel saß.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen danke,“ sagte er, ihr die Hand bietend, in die sie zögernd die Spigen ihrer Finger legte. „Sie haben mich in so anmutiger Weise in die Heimat zurückversetzt, daß ich zum erstenmal im Leben an das Märchen vom Heimbew glauben konnte. Verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht traurig machen,“ fügte er hinzu, als sie, sich hastig abwendend, das Tuch an die Augen drückte.

„Ich habe um Verzeihung zu bitten; ich weiß nicht, was mich überkommen hat. . . gewöhnlich bin ich nicht so weinerlich,“ antwortete sie, mit ruhigen klaren Augen zu ihm aufsehend. „Und was das Heimbew betrifft, so ist's für mich eher recht ein Märchen, da ich keine Heimat habe.“

Selbst, wie deutlich sich Jobst Elamor nicht nur jedes Wortes, sondern jeder Miene, jedes Tones erinnerte! Von Tag zu Tag, von Wort zu Wort hätte er den Verlauf ihres Zusammenlebens verfolgen können. Anfangs wich sie ihm aus, — wenigstens schien es ihm damals so. Vielleicht war es nur ein toletes Spiel; jedenfalls hatte sie den Widerstand bald aufgegeben. Die Musik gab Anlaß und Vorwand, daß sie sich änderte. Regine hatte eine zwar nicht starke, aber klare, weise, gutgeschulte Sopranstimme, beherzigt alle Nuancen des Vortrags und besaß ebenies feines Verständnis für die musikalische Individualität eines Liedrichters, wie für jede seiner Intentionen.

(Fortf. folgt.)

unzulässig. Das Meerwasser, weil es einestheils wegen seines salzreichen, bitteren Geschmacks ungenießbar ist, anderentheils weil es so viel an schädlichen Bestandteilen enthält, daß es beim Genuß die Gesundheit fast beeinträchtigen würde. Das Flußwasser ist durch die feinsten feinsten Abfallwässer der Städte, Gleden und Fabriken meist so verunreinigt, daß es sehr vieler Manipulationen bedürfte, um es einigermaßen trinkbar zu machen.

Ein bekannter Hygieniker stellt folgende Anforderungen an ein gesundes, vollständig tabelloses Trinkwasser:

1. Soll es klar, hell, hinlänglich lufthaltig, geruch- und geschmacklos sein.
2. Die Temperatur in den verschiedenen Jahreszeiten darf nur innerhalb geringer Grade schwanken.
3. Das Wasser soll nicht hart sein, nicht viel feste Bestandtheile enthalten.

bricht los“ u. s. w. Zahlreiche Vorkundillustrationen, Bilder der bedeutendsten Führer in den Befreiungskriegen, zieren das Buchlein, dem wir keines ebt patriotischen Inhalts wegen recht große Verbreitung wünschen.

„Deutsch-Russisches Handbuch zur Erlernung der russischen Sprache“ von A. Nath. Verlag von Albert Goldschmidt in Berlin. Das vorliegende Handbuch (20 Bogen in 24^{er} Format, Preis 2 M. 30 Pf.) ist nicht nur für das erste Schulbuch der russischen Sprache vorzüglich geeignet, sondern erachtet auch seinem Inhalte nach zur Benutzung für deutsche Offiziere ganz besonders geeignet. Der Verfasser, ein geborener Russe, der auch in Offizierskreise und Militär-Anstalten als Privatlehrer der russischen Sprache vielfach tätig ist, hat es verstanden, durch möglichst korrekte Beschreibung der Aussprache sowie praktische Anwendung des Strofes das Erlernen des Russischen in Schrift und Sprache wesentlich zu erleichtern. Dem grammatischen Theile ist ein reichhaltiges Wörterverzeichnis sowie eine Gedächtnisammlung beigelegt, worin auch auf die militärischen Verhältnisse und Beziehungen Rücksicht genommen ist. Das praktische Handbuch dürfte daher allen, welche die russische Sprache in möglichst kurzer Zeit erlernen wollen, als ein praktisches Lehrbuch sehr zu empfehlen sein.

Der dritte Baderer. Band I: Vollständiger kunstrichs-vochtischer, illustrierter Führer durch München. Mit Orientirungsplan. Preis 1 M. Verlag von Levy & Müller

4. Es soll keine schädlichen Bestandtheile, Zersetzungserzeugnisse, Mikroorganismen etc. enthalten. Die Temperatur des Trinkwassers kann schwanken zwischen 5 bis höchstens 15 Grad + Celsius.

Diese oben angeführten Bedingungen sind am besten und am besten erfüllt bei dem Brunnen- und Quellwasser. Beide erhalten ihre Zufuhr von Grundwasser.

Unter Grundwasser versteht man das in den Poren des Erdreiches befindliche Wasser, welches aus den Wässern des Regens, des Thaus und anderen meteorischen Wässern in der Tiefe auf einer un durchgängigen Erdschicht sich ansammelt und gewissermaßen ein großes, unterirdisches Wasserbecken darstellt. Der Stand des Grundwassers unterliegt je nach der Jahreszeit in den Witterungsverhältnissen gewissen Schwankungen. In den heißen und trockenen Monaten ist der Stand gewöhnlich ein tiefer, während in den kälteren und feuchten Jahreszeiten derselbe ein höherer ist.

Der Stand des Grundwassers ist für die gesundheitlichen Verhältnisse eines Ortes von äußerst wichtiger Bedeutung. So hat man von Sitten und Gebräuchen des Grundwassers das härtere oder schwächere Auftreten von gewissen epidemischen Erkrankungen abhängig gemacht. Und das erklärt sich in folgender Weise: Die in den oberen Schichten eines un durchgängigen Erdbodens befindlichen Krankheitserreger, z. B. die Typhusbacillen, steigen mit den Bodengasen der Bodenluft an, werden vom menschlichen Organismus auf irgend welche Art aufgenommen und gehen so zu den betreffenden Infektionskrankheiten Veranlassung. Ist nun der Stand des Grundwassers ein hoher, so befinden sich die schädlichen Krankheitserreger innerhalb des Wassers, welches die Bodenluft verdrängt hat, können infolgedessen nicht in die Atmosphäre gelangen und auf diese Weise auch kein Unheil anrichten.

Würde nun in einem solchen, mit Krankheitserregern verunreinigten Erdboden ein Brunnen angelegt werden, so würde natürlicherweise auch das diesem Brunnen entnommene Trinkwasser krankheitsverzeugend auf den Organismus einwirken.

Wie aus diesen Sätzen hervorgeht und wie schon oben hervorgehoben wurde, hängt also die Reinheit des Grundwassers von der Beschaffenheit des Bodens ab, in dem es sich befindet. Das Grundwasser der Städte und der bevölkerten Gegenden ist durch die vielen Senkgruben, Kanalschächte etc., welche ihre Zersetzungserzeugnisse und fauligen Substanzen in reichem Maße an den Erdboden abgeben, denselben gewissermaßen damit durchtränkt, meist so verunreinigt, daß ein Genuß desselben sehr wenig zuträglich wäre. Das beste und reinste Wasser enthält ein Boden von rothem Sandstein, die Streifeformationen, ferner ein Boden von feinem Geröll, wo infolge des Durchsickerns gewissermaßen eine natürliche Filtration des Wassers vor sich geht.

Aus diesen Gründen soll man einen Brunnen da anlegen, wo die Decktiefe und die Bodenbeschaffenheit eine hinreichende Garantie für die Gewinnung eines reinen Wassers giebt. Die Benutzung eines Brunnens aus dem Untergrunde von Städten und Gleden würde erstens einmal wegen der unglünstigen Bodeneinflüsse nicht ratsam erscheinen, zweitens würde eine Wasser-

versorgung durch Brunnen für einen bevölkerten Ort kaum ausreichend sein. Man findet in Gleden vielfach noch Brunnen, die in unmittelbarer Nähe der Senkgruben angelegt sind. Welche gesundheitlich-schädlichen Resultate aus einer solchen Anlage und aus dem Genuß eines solchen Wassers erbelien, liegt wohl auf der Hand. Ein derartiges Wasser enthält nicht Nebenorganismen immer gewisse Mengen von Ammoniak und Salpetersäure. Für den Genuß am geeignetsten und für den Körper am zuträglichsten ist das Quellwasser, welches dem Gebirgsboden entspringt. Dasselbe erlangt dadurch, daß es gewissermaßen als fließendes Grundwasser auf einer Unterlage die Poren und das Geröll des Erdbodens durchsickert, infolge dieser natürlichen Filtration eine ungewöhnliche Reinheit und Klarheit. Aus diesem Grunde wird auch hauptsächlich das Quellwasser als Trinkwasser angewandt. Es wird als solches entweder der Quelle direkt entnommen, oder, wo es die Verhältnisse gebieten, mittels Metall- oder Zinnröhren dem Orte seiner Verwendung zugeführt. Eine Erzeugung der neueren Zeit ist es auch, daß man Wasser, z. B. Flußwasser, welches wegen seiner Unreinheit für den Genuß nicht verwendbar ist, durch Errichtung großartiger Anlagen einer künstlichen Filtration durch gewisse Erdschichten unterwirft und so für den Organismus zuträglich und nochschmeckend macht.

Das Quellwasser entspricht seiner Zusammensetzung und seiner Beschaffenheit nach allen Anforderungen, welche an ein hygienisch vollkommenes Trinkwasser gestellt werden können. Es hat die fröhliche Klarheit, hat die gehörige Temperatur, enthält die nöthigen Mengen von Sauerstoff und Sauerstoff, die dem Wasser den erfrischenden, angenehmen Geschmack verleihen, ist vor allen Dingen frei von jeder Verunreinigung und allen organischen und unorganischen schädlichen Substanzen. Gewisse geringe Mengen von un schädlichen Salzen, z. B. Kochsalz, sollen bei einem normalen Trinkwasser ebenfalls nicht fehlen, denn diese tragen einen guten Theil zu dem kräftigen, herbeften Geschmack des Wassers bei und wirken andererseits auch sehr günstig auf die Verdauung mit ein.

Schädliche Salze, wie Salpeter, Magnesia- und Eisenoxide, Thonerde etc. dürfen natürlich nicht vorhanden sein. Denn diese verleihen dem Wasser eine zu große Härte und einen unangenehmen Beigehmack, reizen die Schleimhäute des Magens und Darms an und sollen außerdem zur Bildung von Steinen und Gries in den Harnorganen Veranlassung geben.

Auch die Entstehung der sogenannten „Kropfkrankheit“ wird von einer zu großen Härte und von einem zu starken Kalkgehalte des Trinkwassers abhängig gemacht. Man findet den Kropf vornehmlich in gewissen Gebirgsgegenden, wo die Bewohner lediglich auf ein dieses Gebirgsformationen entnommenes, an Kalk-, Magnesia- oder Kalisalz zu reiches Trinkwasser angewiesen sind.

Andere Forscher wollen in dem Trinkwasser dieser Gegenden Mikroorganismen gefunden haben, die sie für die Entstehung des Kropfes verantwortlich machen.

Inwiefern nun die verschiedenen Ansichten als maßgebend betrachtet werden können, darüber ist bis jetzt noch keine rechte Klarheit vorhanden.

in Stuttgart. Während „Der letzte Baderer“ in Bezug auf praktische Brauchbarkeit seinen ersten Führer-Kollegen in keiner Hinsicht nachzugeben beabsichtigt ist, will er im Unterschiede von den meist trockenen, mitunter sogar langweiligen Genossen zugleich den liebenswürdigen, unterhaltenden Cicero spielen. Er hat sich zu diesem Zweck aus Dichten verlegt und den Zeidenschrift zur Hand genommen. Wenn also andere Führer, wie man häufig bekant, in ganz gewöhnlichen Worten nur die Schenkwirtschaften einer Stadt anzuzeigen und sie beschreiben, wenn sie uns mit bixen Worten belehren, in welches Bether wir gehen sollen, wo es das beste Bier oder den besten Wein zu trinken giebt, wo es so thut dies „Der letzte Baderer“ in heiteren Versen, denen eine große Anzahl von nicht minder heiteren, durchweg künstlerischen Illustrationen beigegeben ist, lobt der Leser ordentlich Appetit nach all den launig benennenen und abgebildeten Gerichten und Getränken. Auch ein vortrefflicher Orientirungsplan ist in dem Buchlein enthalten.

„In Berlin zu Hause. Ein Führer durch Berlin und Potsdam für Einheimische und Fremde. Ausgabe 1888/89. Mit 3 Karten und 6 Theaterplänen. Sechste Auflage. Verlag von Paul Hennig, Berlin. Preis 1 M. Das Handbichlein erlebte erstmals im vorigen Jahre und erregte Ansehen durch seine elegante Ausstattung in Taschenformat, sowohl als die besonders geschmackvolle Einbindung. Jetzt liegt die sechste Auflage revidirt und vermehrt vor. Der beigegebene neue Stadtplan ist

ein wahres Meisterstück der Kartographie, indem er bei seinem handlichen Formate dennoch bis Stralau-Kummelsburg, Friedenau, Charlottenburg und Gesundbrunnen reicht, dabei die Hausnummern aller Gehäuser, die Telegraphen-, Telegraphen- und Fernspreckämmer ferner die Polizeibureaus, Sanitätsstationen, Herdes und Eisenbahnlinien in klarem, schönem Wde vereinigt. (Ein neues graphisches Verfahren, jüngst patentirt, soll diese Leistung ermöglichen.) Sechs Theaterpläne, darunter drei des neuen Festspieltheaters, je eine einzige kleine Seite füllend, sind bei den besten Stoffen in der Zeit gedruckt und lassen jeden einzelnen Platz mit Leichtigkeit finden. Ein besonderes Straßenverzeichnis fehlt nicht. Eine Wanderung durch die Stadt an der Hand dieses Buches gewährt einen ganz eigenartigen Genuß für jeden Berliner und für den Fremden, weil „In Berlin zu Hause“ alles Interessante einer Straße, jeden es Wärdens, Theater, Kaffee oder Wohnplatzen herbeiführt, Genossen und Genossen füllend, sind bei den besten Stoffen und historischen Ereignissen, nach den Hausnummern geordnet, kurz und übersichtlich auf einer Seite zusammen aufgeführt.

* Heft 4243 des fünfundsiebzigsten Jahrgangs der Deutschen Roman-Zeitung, redigirt von Otto von Veizner, Verlag von Otto Zank in Berlin, hat folgenden Inhalt: „Der Götzendienst der Schwaben.“ Roman von Detlef Stern. Fortf. — „Der Baderer.“ Roman von Brenda von Gaden. Schluß. — „Reinhold.“ Das Weib oder der Eger. Von J. H. Strödel. Eine Ferienbetachtung. Von Friedrich Düfel. — Ein Wunder.



Was endlich die Verunreinigung des Trinkwassers durch animalische Stoffe, Exkremente zc. von Seiten der Seutgruben, Kanalanlagen zc. betrifft, so ist es mit Bestimmtheit erwiesen, daß der Genuß eines derartigen Wassers zum Entstehen und zur Verbreitung von Krankheiten, besonders Typhusepidemien sehr häufig Veranlassung giebt. So kommt es oft genug vor, daß in Drißchafien, Anstalten oder Gefösten ganz plötzlich

eine Anzahl von Menschen an Typhus erkrankt, und daß sich bei näherer Untersuchung irgend ein Brunnen, aus dem gerade die befallenen Individuen gerumten haben, als der Urheber der Epidemie herausstellt, während Leute, die aus einer anderen Quelle ihr Trinkwasser bezogen, von der Krankheit verschont blieben.

Dr S.

Land- und Hauswirthschaft.

Förderung der Obstkultur.

Aus Koburg wird uns geschrieben: Um das allgemeine Interesse an der Obstkultur zu wecken und zu erhalten und den Obstbau auf eine höhere Stufe der Entwicklung zu heben und einträglicher zu gestalten, hat das herzogliche Landratsamt hier die Gründung von Obstbauvereinen angeregt, wobei es mit Recht an der Auffassung festhält, daß in einer ganzen Reihe von Gemeinden es sehr wohl möglich sein werde, durch den rationalen Betrieb des Obstbaues nicht nur den Gemeinden selbst, sondern auch den einzelnen Grundstücksbesitzern eine, wenn auch nicht regelmäßig fließende, so doch keineswegs belanglose Einnahmequelle zu erschließen. Die Vereine sollen den Zweck haben, rationelle und nutzbringende Obstkultur im allgemeinen, insbesondere aber Einführung von Obstbäumen, welchen einerseits die klimatischen und Bodenverhältnisse am meisten zusagen und welche andererseits einen möglichst reichlichen Reinertrag liefern, Einführung einer rationalen Pflanze der Obstbäume, Ermöglichung einer möglichst einträglichen Verwerthung des gewonnenen Obstes und Ermittlung eines entsprechenden Absatzgebietes zu fördern. — Es sind dies so wichtige volks- und landwirthschaftliche Fragen, daß wir im allgemeinen Interesse nicht unterlassen wollen, die einzelnen Punkte anzuführen, wodurch dieser Zweck erreicht werden soll. Die Vereine sollen sich zur Aufgabe machen: 1. das an Obstbäumen im Vereinsbezirk Vorhandene zu inventarisiren, nämlich Verzeichnisse herzustellen über alle vorhandenen Obstbäume unter Angabe der Obstsorte und des ungefähren Alters, des Standortes nach Lage, Höhe und Bodenbeschaffenheit, endlich nach ihrer vorher sorgfältig zu ermittelnden Ertragsfähigkeit (Fruchtbarkeit); 2. dafür zu sorgen, daß die inventarisirten Bäume mit Nummern oder einem sonstigen bestimmten Zeichen versehen werden; 3. die im Vereinsbezirk befindlichen, für die Obstbaumzucht in Frage kommenden Grundflächen nach Bodenbeschaffenheit und sonstigen einschlägigen Beziehungen zu erforschen; 4. die für das Vereinsgebiet überhaupt und für einzelne Lagen desselben im besonderen geeigneten Obstsorten zu ermitteln; 5. Wege zu finden, um die als geeignet befundenen Obstsorten im Vereinsbezirk einzuführen, Edelreiser zu beschaffen und zu vertheilen; 6. alles im Vereinsgebiete vorkommende Obst auf seine Brauchbarkeit zu prüfen und demnach insbesondere festzustellen, welche Sorten als Tafelobst, als Mostobst, als Dörrobst, als zu Gelse oder zu sonstigen Zwecken vorzugsweise geeignet zu erachten sind, welche Sorten zum Früh-, Spät- oder Winterobst gehören, zu welchen Zeitpunkten ersteres reift und am besten genießbar ist, wie lange letzteres den Winter überbawert, wenn es vom Baum abzunehmen ist u. dergl.; 7. dahin zu wirken, daß die zur Obstbaumzucht geeigneten Plätze, soweit dies noch nicht geschehen ist, mit Obstbäumen bepflanzt werden; 8. den Bezug von Obstbaumstämmlchen zu organisiren; 9. der Errichtung gemeindlicher Obstbaum-Schulgärten ein besonderes Augen-

merk zuzuwenden, den Unterricht der heranwachsenden Jugend in der Obstbaumzucht zu betreiben; 10. auf Anstellung von Obstbaumwärttern hinzuwirken; 11. die Veiichtigung von wahrgenommenen Mängeln in Bezug auf den Selbstschutz bei der zuständigen Behörde anzuregen, insbesondere dem Baumfrevler und dem Obstdiebstahl entgegenzuwirken; 12. bei auftretenden Baumkrankheiten Mittel und Wege zu deren Veiichtigung zu finden und auf die Veiichtigung der dem Obstbau schädlichen Insekten zc. hinzuwirken; 13. die möglichst nutzbringende Art und Weise der Verwerthung des im Vereinsbezirk wachsenden Obstes und daher insbesondere ein möglichst weites Absatzgebiet für das Obst ausfindig zu machen; 14. Dörfranckalten in das Leben zu rufen, damit die Obstzüchter auch bei billigen Obstpreisen nicht genöthigt sind, ihre Produkte zu verchleudern, sondern letztere für gelegene Zeiten aufzubewahren; 15. in untergeordneter, übrigens ähnlicher Weise für die Sebung der Beerenkultur zu wirken.

Schutz des Weideviehes gegen Insektenstiche.

Es hat seine sehr große Schwierigkeit, praktisch brauchbare Mittel zu empfehlen, welche das weidende Rindvieh vor Fliegen und Mücken schützen. Gegen die Colymbaczer Mücken, welche namentlich in den unteren Donaugegenden, zuweilen aber auch in Norddeutschland dem Weidevieh gefährlich werden, scheint sich als Präservativmittel am meisten das tägliche Weidevieh der vornehmlich gefährdeten Körperstellen, des Mantels, der Nalenslöcher, der Augenlider, des Schlanckes und der Innenfläche der Schenkel, mit einer Mischung aus gleichen Theilen Petroleum, stinkendem Thieröl und Bran bewährt zu haben. Es ist nur erfordentlich, die Masse demittels des Pinsels gut aufzutragen. Zur Abwehr der Fliegen pflegen manche die bebrohten Körperpartien mit einer Abkochung von Wallnußblättern in Essig täglich zu waschen; andere benutzen zu dem gleichen Zwecke eine Abkochung von Bernuthkraut unter Zusatz von Dchseingalle, noch andere eine Auflösung von 60 g Asa foetida in einem Glas Weineisig und zwei Gläsern Wasser. Endlich hat zur Verhütung der durch Fliegen und Mücken drohenden Bindehaut- und Hornhautentzündungen in vielen Fällen ein Aufstreichen von stinkendem Thieröl auf die Umgebung der Augen gute Dienste geleistet. Alle diese Mittel haben ihre Schattenseiten, weil die dauernde Herrichtung derselben und die Ausübung der Manipulation bei einer größeren Stückzahl von Rindern leicht ermüdet und auch die Kostspieligkeit nicht unterschätzt werden darf. Es mag deshalb bemerkt sein, daß nach der Angabe von Schönbauer, welcher viele Erfahrungen über die Abwehr der nachtheiligen Einwirkungen der Colymbaczer Mücken gesammelt hat, es schon genügt, wenn die Thiere nur alle drei Tage mit Tabaks-Dekost gewaschen werden. Derselbe äußert über dieses Verfahren folgendes: „1 kg

Von D. Eutermeister. — Schneider's „Aus dem Leben Kaiser Wilhelms.“ — Ruhetag auf Château de l'Orme. Von Oberstlieutenant z. D. E. — Deutschland, das Suppenland. Von Karl Freiherrn von Nechenberg. — Vermischte Anzeigen. — Maximen. Von F. Hahn. — Vermischtes.

* Der Erfindungsschutz in Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Großbritannien und Frankreich. Vergleichlich und erläutert von C. D. Paget und C. G. F. Moeller. Necht einem Anhang: Die Patentgesetze von Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Großbritannien, Frankreich und einer Tabelle über Erlangung und Verlängerung von Erfindungs-Patenten für die wichtigsten Staaten. 6 Bogen. Oktav. Geh. 55 Kr. = 1 M. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

* Der Kopfschmerz, sowie der Zahn-, Gesicht-, Augen- und Ohrenschmerz, seine naturgemäße Verhütung und Behandlung, leicht und sachlich dargestellt von D. Karl Neumann. (Köthen, Paul Schettler's Erben, Preis 1.20 M.). Das kleine Buch, welches soeben erschienen ist, steht gleich den übrigen Werken des weithin bekannten Verfassers auf dem Boden der Naturheilmethode.

* In G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung in Dresden erschien: „Der franke Hund.“ Anleitung zur Erkennung, Behandlung und Heilung der Hundekrankheiten unter Angabe der bewährtesten Heilmittel. Nach der Erfahrung bearbeitet von

Oberförster L. Duenzell. 1888. Hübsch geheftet Preis 1 M. Der beste Lehrmeister ist die Erfahrung. Der Verfasser hat 40 Jahre hindurch Hunde der verschiedensten Rassen gehalten, oft eine große Anzahl zu gleicher Zeit, und im Laufe dieses langen Zeitraumes vielfach Gelegenheit gehabt, alle denkbaren Krankheitsformen des Hundes zu beobachten und zu behandeln. Kein Hundebesitzer sollte versäumen sich dieses nützliche Buch anzuschaffen, um im Falle der Noth sich rechtzeitig Ratks daraus zu erholen.

* Die Verbesserung von Dampfanlagen. Ein Wort über die Erparniß von 50 Proz. Kohlen beim Dampffessel- und Maschinenbetriebe mit einem kritischen Kapitel über Verhütung des Kesselfestens von C. Kraft, Halle a. S., Civil-Ingenieur (vorm. Ingenieur des Magdeb. Vereins für Dampffesselbetrieb), Halle a. S. Selbstverlag.

* „Der Dorfbarbier-Kalender für 1889.“ Preis 50 Pf. Verlag von Wilhelm Jßleib (Gustav Schuch) in Berlin. Der Kalender enthält eine große Anzahl von humorvollen Erzählungen, Gedichten und Schwänken, welche sämmtlich mit wirkungsvollen Illustrationen versehen sind.